

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 267.

Dienstag, 14. November.

1916.

Uß Himmelreichs Schlüssel.

(7. Fortsetzung.)

Erzählung von Hans Grimm.

(Nachdruck verboten.)

Aber es ging in den Winter, und es wurde kühl, und die Nacht wurde langsam, und die Gedanken, die sie ausbrütete in den ungelüfteten Seelen, jagten den Schlaf aus den langen Nächten. Uß zitterte oft so sehr vor Kühle in seiner Decke wie Niessen. Da berieten sie wieder und faßten ihren neuen Entschluß.

Sie nahmen die Richtung genau seewärts, um dann nach Nordwesten zu biegen. Sie fanden nirgends Wasser, aber Wildspuren waren fortwährend vor ihnen. Das ließ ihnen die große Anstrengung kleiner erscheinen, und es blieb eine gewisse Freude an ihnen. Am vierten Nachmittage verlor Uß beim Stöbern Niessen aus dem Gesicht, doch war die Fährte im Sande deutlich abgezeichnet. Nach Sonnenuntergang folgte er ihr schneller. Er merkte, daß Niessen ungewöhnlich rasch gegangen war. Einem möglichen Grunde dachte er nicht groß nach. Vor dem völligen Verdünnern sah er zwischen fernen Dünen voraus einen leichten Rauch. Da wunderte er sich und eilte noch mehr, zuweilen pfiß er. Es antwortete ihm zwei Stunden hindurch niemand, und ohne den frühen Mond hätte er die Fährte nicht halten können. Um neun Uhr meinte er Niessens Stimme zu hören. Es schien ihm auch die Stimme wolle etwas Besonderes ankündigen. Schließlich hörte er die Rufe deutlich, und dann rüdte das kleine Feuer in sein Gesichtsfeld. Es waren zwei Personen am Feuer. Uß fühlte plötzlich seinen Hunger und kam mürrisch heran. Niessen zerriß die Stauden von Buschmannskerzen und warf viel mehr auf die gierigen Klammen als nötig war. Er lachte dazu so töricht, daß Ußs Ärger wuchs. Aber Niessen blickte gar nicht auf. Er sagte zwischen seinem Lachen: „Ich habe ihn endlich gefunden. Ich habe ihn endlich gefunden. Es ist einer von den Alten. Ja, ja, ja.“ Uß sah den elenden vertrockneten Farbigen an und sah die paar Lumpen und einen Haufen zusammengeschleppter Stauden und einen Fellsad. Da höhnte er: „Wenn dies alles ist . . .“

In der Nacht begann Niessen das Fieber zu schütteln. Der Farbige quackalberte an ihm herum und mischte irgend einen Staub aus seinem Fellsad mit dem schmutzigen Raß aus einer alten Straucheneierschale. Aber der Erfolg blieb aus. Niessen murmelte unaufhörlich, er lachte auch immer noch so ein lallendes, leeres Betrunkener-Lachen. Es ging durch den Vormittag. Danach wurde er ruhiger. Um sieben Uhr schlief Uß schon. Niessens Stimme weckte ihn. Niessen sagte schwächlich: „Goffmann, Goffmann, wenn Sie's also finden, Sie haben es ja versprochen . . .“ Uß antwortete hierüber: „Finden? Als der Winter aufhörte, kamen wir in dies Affenland, jetzt ist es wieder Winter, und wir wissen heute weniger. Oder wissen Sie mehr?“ Niessen versuchte sich zu verteidigen, aber er kam nie weiter als: „Goffmann, der Farbige, der Farbige . . . Goffmann, der Farbige . . .“, und als Uß nichts mehr antwortete, versuchte er noch ein paarmal zu rufen: „Goffmann! Goffmann! Goffmann!“ Aber es hörte ihn niemand mehr. Der Bastard rührte sich nicht, denn

er hatte den Bauch zum Versten voll frischen Fleisches, und Uß hatte sich weggewälzt. Am Morgen lag Niessen weit aus den Decken heraus, vielleicht hatte er noch kriechen wollen. Der Morgen war sehr kühl, und der Leib war schon etwas starr. —

Uß und der Bastard taten das Nötige. Danach setzte sich Uß und überlegte. Der Farbige merkte, daß der schweigsame, weiße Mann ihn zuweilen starr ansah. Er versuchte dann behutsam nach seinem Fellsad zu greifen, um aufzuspringen und in die Dünen hinein zu laufen. Aber jedesmal, wenn seine dunklen, langen Finger sich über den weißen getastet hatten, bis an das Bündel, erkannte er, daß die Augen sehr drohend wurden, da wagte er es nicht. In seiner großen Angst flachte er: „Wovon soll ich Feuer machen? Se? Wovon soll ich Feuer machen? Dieser tote Mann hat so viel verbrannt.“ Vielleicht meinte er, er werde Uß auf diese Weise endlich bewegen, ihn fortzulassen. Uß sah über Mittag. Als er aufstand, sprang auch der Bastard in die Höhe. Aber weil der Alte erst noch Ußs Bewegungen verstehen wollte, hielt ihn Uß am Arm, vor dem er flüchtig werden konnte. Der Bastard tat einen schrikten Bebruch. Uß sagte:

„Salt's Maul, Brauner! Wo ist das Paradies? Es geizt dir nichts, wenn du es zeigst. Es wird auch dein Schade nicht sein.“

Der Alte antwortete gar nichts, und Uß glaubte selbst, daß er ihn nicht verstand. Da band Uß mit zwei rohen Fellriemen ihm die Hände hinter dem Rücken und die Füße vorn, und hockte sich vor den Alten nieder und gab sich große Mühe mit freundlichen Worten und groben Worten, mit Versprechungen und Drohungen und vor allem mit deutlichen Gesten und Erklärungen. Es war seine längste und mühseligste Rede in seinem Leben.

Der Alte sagte jetzt dies und das. Er antwortete, er habe den Toten nie gekannt, und er wisse gar nichts. Uß sagte: „Wohl, wohl, ich kann noch länger warten.“ Und er fütterte den Farbigen mit ein paar Bissen und einem Trunk. Es kam indessen auch in den nächsten Tagen nichts heraus, und der Sad enthielt keine edlen Steine. Da verringerte Uß die Rationen immer mehr. Aber es dauerte lange, bis der Alte zu betteln anfang. Doch verstand er nun besser, und gab zu, er könne den Toten vielleicht gekannt haben, und versprach, er wolle für den weißen Mann helle Steine suchen, aber wo sie lägen, das wisse er gewiß nicht, obgleich es sein Leben gelte.

Uß sagte: „Wenn ich dich alten, vertrockneten Affen länger behalte, werde ich morgen oder übermorgen dein Mörder. Auch kann ich das Geplär nicht mehr hören. Ganz und gar nicht mehr. So. Hier. Hoch. Und zum Teufel!“

Es war ein Wunder, wie wohl sich der ausgedörrte Alte noch bewegen konnte. — —

Aber sie sahen sich nicht zum letzten Mal. Uß merkte schon nach wenigen Tagen, daß etwas um ihn herum sei in den Dünen. Es störte ihn allmählich, weil es so un-

bestimmt war. Er versuchte ein ordentliches Stüd zwischen sich und den Leib unter dem Sande zu bringen, wünschön er eigentlich gerade den Bezirk gern besser abgesucht hätte. Es half indessen alles Bestreben nichts. Es blieb ihm. Da redete er laut zu sich selbst: „Du bist mir ein Schöner. Sagt dich ein Loter? Macht dich der Sand nährisch? Ich sehe dich nächstens —“, er deutete vor sich und Niessens Stellung fiel ihm ein, „hier so liegen. Genau so. Du verdurstest, es soll nicht angenehm sein, und dann ist alles aus, und vielleicht holt der alte braune Affe deinen Noß.“ Er wandte sich um und gab sich Mühe, sich an der eigenen Spur zurückzufinden. Auf diese Weise stieß er auf den Alten und sah also, was mit ihm gezogen war. Der Alte trug Niessens Kleider. Er zeigte sehr große Angst. Aber Uß war ihm nicht so böse, weil das Hättel gelöst war. Er drang in den Alten, was er gewollt habe, ob er sich so wenig vor ihm gefürchtet habe, ob er gehofft habe, auch seinen Noß und seine Weste und seine Hose und seine Schuhe und das Gewehr und alles nehmen zu können. Der Alte zitterte und wurde ganz grau trotz seiner Farbe. Er habe sich sehr vor Uß gefürchtet, darum habe er so acht gegeben, alle Zeichen zu verwischen. Er habe nicht auf den Noß gehofft und nicht auf die Weste und nicht auf die Schuhe und auch nicht auf das Gewehr und alles. Höchstens ein ganz klein bißchen. Er habe anderes gewollt. Da drang Uß noch mehr in ihn. Und erst die Drohung, daß er wieder gebunden werde, ließ den Alten sprechen. Uß aber lachte wirklich wie ein Toller, als er hörte, der Alte sei ihm nachgeschlichen, weil Uß doch sicher etwas von den Schätzen wisse, die irgendwo in den Dünen lägen und hinter denen auch er drein sei. Das Gelächter machte den Alten zutraulicher. Er erzählte noch: Die Richtung, die Uß seit Niessens Ende genommen habe, die führe in den schlimmsten Dürst. Nie sei an diesem Orte ein weißer Mann gewesen. Aber die Schätze, die gäbe es sicher irgendwo.

Von jenem Tage an zogen Uß und der Alte zusammen. Uß sank zur Stufe des Alten hinab. Wie hätte er, ein weißer Mann, es sonst fertig gebracht, sich über zwei Jahre in den Dünen zwischen Kuifib und Tsoudab und Tsachab und der Meeresküste am Leben zu erhalten? Im totesten Lande der Erde am Leben. In den zwei Jahren gab es Zeiten, in denen vergaß Uß völlig, warum er in der Wüste war, und er erinnerte sich dann nur, daß er gar keinen anderen Platz habe in der Welt. Manchmal spottete er auch laut über sich selbst, und manchmal brach unvernünftiger Borne aus ihm heraus, dann schlug er den Alten. Der Alte verließ ihn deshalb nicht.

Am Ende des zweiten Jahres waren Uß und der Bastard auf der Suche nach Narrasfrüchten weit nach Nordwesten vorgedrückt. Gegen Abend stieg der Bastard auf einen Sandrücken hinauf, um Umschau zu halten. Als er zurückkam, sagte er erschreckt: „Yss, ons het mos wonderlik naar¹⁾ by di Kuifib Bad gefom. Als²⁾ ons nog ferder³⁾ gann, sell ons gougon⁴⁾ in di Engelse Walfis Bai wees⁵⁾!“ Uß hatte seine vergehliche Zeit, aber der Name weckte ihn auf. Er fragte: „Wie weit ist die Bai?“ „Wenn ein Mensch Tag und Nacht läuft!“ antwortete der Bastard. Und Uß fragte: „Was ist die Richtung?“ „Daar so“, sagte der Bastard und fragte seinerseits: „Was will Brantwein holen gehen in der Bai?“

* * *

Es wurde ein Frühlingssonntag an der Küste. Es schob sich keine Nebelbank von See heran, und die Morgenluft strich so zart, daß sich kein Stäubchen bewegte. Die zwanzig Holzgebäude der Bai und die Kirchen lagen noch mausehstill, als die Sonne aufgehen wollte. Die einzigen Laute waren die Schreie der Möven und Taucherenten von der Lagune, die klangen mit dem zarten Winde. Da kam einer von Sandfontein her und klopfte an Sunshines Haus. Von der

verschlossenen Tür wandte er sich zu Sunshines Fenster. Sunshine hörte ihn gleich, und wenige Minuten später eilte er selbst im Schlafanzug, darüber den Olzeugmantel, durch den Ort. Stubbs' Schlafzimmertür führte auf die das Haus umziehende Terrasse. Sunshine pochte und klinkte sie auf.

Stubbs wurde den Schlaf nicht gleich los. Mit geschlossenen Lidern lachte er: „Aye, aye, aye,“, dann setzte er sich auf und erkannte Sunshine. „By Jove, it's you. Natürlich, wir wollen frischen gehen.“ Sunshine machte ein Zeichen. „Was ist es also?“ sagte Stubbs leiser. „Es ist jemand nach Sandfontein gekommen vom Kuifibweg her“, antwortete Sunshine. „Well?“ Stubbs strengte sich an, schnell nachzudenken und fuhr auch gleich fort: „Ach so! Ja, ja. — Habe doch ein Auge auf Brown, Jack, diese Burschen sollen ihr Gewerbe wo anders holen. Nicht hier unter deiner und meiner Nase.“ „Nein“, sagte Sunshine, „es ist der weiße Mann, den wir so lange in der Küstenwüste vermuteten.“

„Great Scot“, rief Stubbs und sprang aus dem Bett. „Warte einen Augenblick, Jack!“ Er lief an den Nachtschisch und holte das Glas und stellte es auf den Tisch neben ein anderes gebrauchtes und goß in beide Whisky ein und aus einer offenen Mineralwasserflasche Wasser nach in beide. „Nimm einen Augenöffner, Jack. Das Wasser perlt nicht mehr. Es ist schon etwas abgestanden. You must n't mind. Gin, Gin! — Also, also, der Mann. Das ist ausgezeichnet. Er muß her.“ — „Gewiß“, sagte Sunshine, „vier Jahre soll er drinnen gewesen sein, er hat auch etwas gefunden, sagt der Konstabler. Er spricht nur Deutsch!“ — „Was hat er gefunden?“ — Sunshine zuckte mit den Achseln. — „Daß er nur Deutsch spricht?“ sagte Stubbs. „Wir müssen Sense rufen!“ — „Sense?“ Sunshines Stirn wurde ganz faltig. — „Es ist nicht angenehm!“ sagte Stubbs. — „Und wo er dabei ist, schöpft er den Rahm ab!“ fügte Sunshine zu. — „Es bliebe der Missionar“, sagte Stubbs, „aber es ist Sonntag!“ — „Vod ist auch noch verwendbarer als Sense!“ erklärte Sunshine. — „Aber —“ fragte Stubbs, „was will der Mann überhaupt? Ist er auf dem Durchmarsche nach „Mund“?“ — Sunshine zuckte wieder mit den Achseln. Stubbs goß ein zweites mal ein. Es waren nur noch ein paar Tropfen Wasser da. Die beiden sahen wortlos und sahen sich an und tranken kleine Schlückchen. Endlich sagte Stubbs: „Diese ganze lange Zeit habe ich, haben wir geplant und darauf gewartet. Es darf nicht an uns vorübergehen. Wenn er alles nach Mund schleppt und es an irgend einen Gränderker loschlägt für einen Pappenstiel! Denke es aus, Jack! Sunshine nickte. „Wenn er britisch wäre, wäre es leichter! Von Rechts wegen ist das ganze Land ja eigentlich britisch.“ Beide schwiegen wieder, aber Stubbs spann am selben Gedanken weiter, denn nach einigen Minuten sagte er: „Freilich halten die Deutschen die Taschen sehr zugeknöpft, und Geld für ein Wagnis hier im Lande geben sie nicht leicht. In der Tat, nein“, entgegnete Sunshine, „aber das weiß so einer doch erst, wenn er es versucht hat, und dann ist das Geheimnis heraus.“ „Wir verlieren Zeit“, sagte Stubbs. „Kannst du ihm bei dir Wohnung anbieten, Jack? Denn wir kennen ihn nicht, und wer weiß? Es geht doch schlecht hier.“ Sunshine stimmte zu: „Gewiß, ich kann es, und ich will selbst nach Sandfontein reiten, und der Konstabler soll ein Pferd und einen Sattel mitnehmen.“ Er stand auf: „Und ich werde Whisky hinüberschicken zu dir und Polly und ein paar Bütteln dunkles Deutsches, und ich werde euch bei dir erwarten.“ „D“, sagte Sunshine, „was das angeht, alle Deutschen trinken Whisky gern, aber vergiß die Riste Zigarren nicht. Alle Deutschen rauchen Zigarren, sie sind nicht so sehr hinter der Pfeife her!“ —

(Fortsetzung folgt.)



Wenn dein Feind eine Ameise ist, sieh einen Elefanten in ihm.
(Türkischer Spruch.)

¹⁾ naar — naß. ²⁾ Wenn. ³⁾ weiter. ⁴⁾ sehr schnell. ⁵⁾ fein.

Der Philosoph der deutschen Aufklärung.

(Zum 200. Todestage von Gottfried Wilhelm Leibniz,
14. November.)

Von Dr. Paul Landau.

Das Genie ist das Schicksal seines Zeitalters. Es prägt seiner Epoche die Züge seines geistigen Bildes auf und bestimmt für eine nahe oder fernere Zukunft den Gang der Entwicklung. Selten ist eine Persönlichkeit so sehr das Schicksal und der Wegweiser seines Volkes gewesen wie Leibniz. Er schuf die kulturelle Grundlage für den wunderbaren Aufschwung, den der deutsche Geist im 18. Jahrhundert nahm; er ist der Schöpfer und Vater der deutschen Aufklärung, die ihren Höhepunkt in unserer klassischen Literatur erreicht. Ganz ein Mensch seiner Zeit, des ausgehenden Jahrhunderts, dessen höchste Kräfte er in seiner allseitigen Natur vereinigte, ist er doch zugleich ein Mensch aller Zeiten, dessen Werk noch heute lebendig lebt.

Dieser Mann war „das große Wunder seiner Tage“, und er ist ein Wunder aller Tage. Der Knabe schon hatte mit einer unerhörten Aufnahmefähigkeit und dem fabelhaftesten Gedächtnis in sich aufgenommen, was die Wissenschaft damals lehren konnte; er nannte sich stolz einen Autodidakt, der sich alles selbst erworben, und führte seinen unbefangenen Blick darauf zurück, daß sein Instinkt ihn dazu geleitet habe, mit nichts Höherem und Besserem sein Gehirn zu beschweren. „So oft ich etwas Neues lerne“, so bezeichnet er das Geheimnis seiner Wirkungskraft, „überlege ich sogleich, ob nicht etwas für das Leben daraus geschöpft werden könne.“ Alles hat er „zum allgemeinen Wohle“ getan, um „die Ehre Gottes und das Beste der ganzen menschlichen Gesellschaft beständig zu fördern.“ Eine unsichtbare Wünschelrute war in seine Hand gelegt, die in aller Mannigfaltigkeit und Verworrenheit der Dinge untrüglich das Triebkräftige, das Entwicklungsfähige und Positive herausfühlte und zur Entfaltung brachte. Als „eine ganze Akademie in einer Person, vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen, ja mit mehr als einer Seele begabt“, hat ihn Friedrich der Große geehrt; so war er Philosoph und Theologe, Jurist und Historiker, Physiker und Mathematiker, Politiker und Sprachforscher, Experimentator und Ingenieur zugleich. Der seine Weltmann und Diplomat, dem die Allongeperrücke auf der hohen Denkerstirn zum Glorienschein des Erkennens wird, prägte den Geschlechtern nach ihm die rastlose Energie, die stolze Vernunftgröße und den sichern Lebenssinn auf, die aus seiner Weltumfassung strahlen. Ihm war die seltene Gabe verliehen, die größten Gegensätze in sich aufzunehmen, sie zu versöhnen und zu vereinen. Seine Lebensbahn, der einer leuchtenden Sonne gleich, die eine Welt durchstrahlt und erwärmt, führt zu einer tragischen Ersatung und Erstarrung, zu einer tiefen Vereinsamung dieses verschwenderisch Schenkenden, der in dieser Hingabe an das Allgemeine in seinem Fühlen verarmt. Ein großes Opfer war sein Leben für die Kultur Deutschlands, die um so reicher und glücklicher wurde, je weniger er selbst befiel.

Leibniz ist eine jener seltenen Kompromissnaturen, die immer vermittelnd Neues schaffen. Ein Streben nach Vereinigung und Verbindung ging von ihm aus, und magnetisch angezogen sammelten sich in ihm die auseinanderstrebenden Tendenzen seiner gärenden, zukunfts-trächtigen Epoche, wie Steine, die sich in ein Meer ergießen. Die kaffenden Gegensätze der philosophischen Systeme wurden in seinem Weltbild ausgeglichen. Die Spaltungen in der Religion wollte er ausfüllen, Einheitlichkeit in der Politik durchführen. Er schuf in den wissenschaftlichen Gesellschaften Mittelpunkte für gemeinsame gelehrte Arbeit und versuchte in der Universalisprache seiner „Charakterologie“ ein einigendes Band um die Völker zu schlingen. Indem er sich mit dem Genie seines Einfühlens in die bunte Mannigfaltigkeit der Weltanschauungselemente des 17. Jahrhunderts vertiefte, indem er alle die Teile zu einem herrlichen Kunstwerk durch die Weite und Fülle seiner Individualität zusammenschweißte, schuf er jenes Daseinsbild der Aufklärung, das die Größe des deutschen Menschen im 18. Jahrhundert bestimmte.

Wenn wir in dieser ersten Schicksalsstunde Deutschlands den 200. Todestag dieses deutschen Weltweisen sinnvoll begehren wollen, dann muß für uns das nationale Element seiner Geisteswelt im Mittelpunkt stehen. Dieser kosmo-

politische Geist war in einer Zeit, in der Deutschland aus seiner tiefsten Erniedrigung erwachte und noch kein Vaterlandsgefühl besaß, durch und durch deutsch. Als ein Vermittler und Vermittler trat er in die zerfahrene Welt der deutschen Politik, und sein Sehnen war, seine „prästabilierte Harmonie“ über der zerrissenen Wirnis des Vaterlandes aufzurichten. Seine nie rastende Sorge galt dem Wohls Deutschlands; er jubelte in dem Gedanken, es zu einen, und er klagte verzweifelt in der Erkenntnis, daß er nur ein Vorläufer sein konnte in diesem Streben nach deutscher Größe. Er will sein Vaterland befreien von allen fremden Einflüssen; er tadelt die deutsche Schwäche mit blutendem Herzen in Worten, die auch heute noch Geltung haben. „Während das Vaterland in äußerster Gefahr ist“, sagt er öfters, „haben wir guten Deutschen immer noch Ruhe, uns über Lumpenfragen, weiß nicht welcher Art, herumzustricken.“ In diesem Gefühl wird der Gelehrte sogar zum Dichter, der in ungefügen Versen singt: „Und sollt's verloren sein, so bleibt das höchste Gut dem, der vors Vaterland und Gott vergießt das Blut.“ Sein schöner Enthusiasmus ahnt bereits in den schwachen Anfängen die kommende Blütezeit der deutschen Kunst. Er darf als Lobredner seiner noch in der Welt verachteten Landsleute auftreten und schreibt in seiner „Ermahnung an die Deutschen“ nach dem Nyswylser Frieden voller Stolz: „Wir haben die metallischen Künste aufs höchste gebracht, zuerst Eisen in Stahl verwandelt. Nun hat man bisher durch die Erfahrung, daß Gott die Deutschen vor anderen mit einem Verstand begabt hat, der auf Realitäten geht.“ Der „Geist von Blut und Eisen“, den Bismarck in den so lange für weltfremde Träumer gehaltenen Deutschen offenbarte, ist hier vorausgesehen; ein neues deutsches Reich verkündet Leibniz, das ein Leib mit einem kraftvollen Heer als Gliedmaßen und einem mächtigen Schatz als seinem Blut sein wird. Der Philosoph kämpft für die deutsche Sprache, da „deren herrlichen Schriften sich keine Nation zu schämen hätte“, und rührend ist seine Absage an das Ideal der Antike, wenn er singt:

„Was lobt man viel die Griechen?

Sie müssen sich vertriehen,

Wenn sich die teutsche Muse regt.

Horaz in Nlemming lebet,

In Cvik Nase schwebet,

In Gryph Sennecens Traurigkeit.“

Das stolzeste Denkmal dieses Leibnizischen Nationalismus, sein grundlegendes Geschichtswerk der „Annales“, mit dem er ein Musterbeispiel der im 19. Jahrhundert ins Leben getretenen, von ihm bereits gewollten „Monumenta Germaniae“ gab, ist erst 1898 veröffentlicht worden und hat seitdem gewirkt wie das Werk eines Lebenden, denn es ist geschrieben mit einem Herzen. „das bis zum letzten Atemzuge die Erhaltung, Sicherung und Befestigung des deutschen Vaterlandes als höchstes Ziel seines rastlosen Wirkens erkannte.“ Mit seinem Gesamtwerk ist der deutsche Geist in das europäische Kulturleben hineingewachsen. Noch heute ist sein Weltbild nicht überflügelt, sind die Anregungen seiner im höchsten Sinne fruchtbaren Persönlichkeit nicht erschöpft. Die Bedeutung der Eroberung Ägyptens zum Beispiel für den Besitz der Welt Herrschaft, die in diesem Kriege so viel besprochen wird, ist zuerst von Leibniz aufgestellt worden, und man hat sogar angenommen, Napoleon habe den Plan seiner ägyptischen Expedition von ihm entlehnt. Was der Erfinder der Differenzialgleichung und der Rechenmaschine auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften geleistet hat, würde das unsterbliche Lebenswerk eines andern ausmachen, während es bei ihm nur eine Leistung unter vielen ist. „Bis zur Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft hat er den Gang der mechanischen Wissenschaft, bis zur Überwindung der rationalistischen Geschichtsbetrachtung hat er die Entwicklung der historischen vorausgesehen“, urteilt Adolf Harnack. „Die Veränderungen der Karte Europas, die nationale Wiebergeburt Deutschlands auf dem Boden des Protestantismus und die Bedeutung Rußlands, ja der Küsten des Stillen Ozeans, ahnte sein voraussehender Geist ebenso wie die Umwälzungen, welche die Technik hervorbringen werde.“ Wir Lebenden grüßen Leibniz, den Ruhm Deutschlands und das Wunder der Welt, wie ihn Fontenelle genannt hat, an seinem 200. Todestage als einen Lebenden!

Aus der Kriegszeit.

Auf der Fahrt nach der Dobrudscha. Der Kriegsbericht-erstatte der „Nowoje Wremja“ sendet seinem Blatt die folgende Schilderung einer Fahrt in die Dobrudscha: Der Bahnhof von Bukarest bietet jetzt ein ganz anderes Bild als früher. Verschwunden ist das gute rumänische Publikum. Von den eleganten Damen und den schon fast zu prächtig gekleideten Herren, die für den Sonntag in die benachbarten Kurorte hinausströmten, ist nichts mehr vorhanden. Allerhand Leute verschiedener Volkstämme nehmen ihre Stelle ein. Auf dem Bahnhof spürt man die Nähe des Krieges. Transylvanische Flüchtlinge, Vertriebenen in Pelzröcken, russische Soldaten, französische Matrosen mit den roten Buscheln auf den Kappen, serbische Streiter mit grauen Mützen und unzählige rumänische Krieger, die sich von den grauen Mänteln der russischen und serbischen Waffengefährten durch ihre blauen Uniformen abheben, füllen das Gebäude. . . Der Zug geht nach dem Kriegsschauplatz (Dobrudscha), wo rumänische, russische und serbische Soldaten gegen die aus dem Süden vordringenden Bulgaren, Deutschen, Türken und Krober kämpfen. Übrigens ist das Wegreisen von Bukarest nicht so einfach. Man muß seine Papiere der Präfektur vorlegen, erhält von ihr nach natürlich eingehender Prüfung einen Erlaubnischein ausgestellt, und erst nach dessen Vorlage wird das Billett verkauft. Bei den Zügen selber stehen Posten, die erst nach sorgfältiger Untersuchung die Reisenden einzulassen lassen. Die Bruern klettern auf die Dächer der überfüllten Waggons. Kriegesliche Lieder, abgerissene Klänge von Musikinstrumenten ertönen. Der Zug setzt sich in Bewegung. Die Reise geht durch eine Ebene. Zum größten Teil sind die Felder bereits abgeerntet. Nur hier und da sieht man noch Mais. Seine gelben Halme dienen im Winter den Ochsen zum Futter und den Bauern als Heizungs-material. Von Zeit zu Zeit sieht man militärische Lager und Transporte. Auf den Zelten und Wagen sind aus Schilf geflochtene Dächer. An die Pfähle sind Pferde und weiße Lastbüffel gebunden. Ab und zu tauchen Dörfer auf, die alle von Weingärten umgeben sind. Weiß ist die Farbe der niedrigen Hütten und Stroh ihr Dach. Die Türen und Fensterläden sind mit den buntesten Farben bemalt. Im Felde arbeiten die Bauern, ernten den Mais oder pflügen mit je zwei Paaren Büffel den schwarzerdigen Acker. Eine reiche Gegend ist das; jedes Jahr bringt sie die herrlichsten Ernten hervor. Kein Fleckchen Erde, und mag es noch so klein sein, liegt brach, die ganze überreiche, steppenartige Ebene steht unter Frucht oder ist doch bestellt. . . Der Zug nähert sich der Donau. Hier bei der Bahnstation „Schwarzes Wasser“ ist die Brücke Karls I. Von weitem ähneln die Bogen der weißen Brücke über die Donau gespannten Schleiern. Das eine Ufer des Flusses ist hoch und sandig. Von hier aus hat man einen weiten Blick auf die Niederungen der Donau, die zahlreichen, mit Schilf und Weiden bewachsenen Inseln. Die Brücke bei der Bahnstation „Schwarzes Wasser“ besteht aus mehreren Brücken, deren jede einzelne die einzelnen Donauarme überspannt und so den Gesamtübergang bildet. Als Unterlage für die Stützen und Pfeiler der Brücken dienen die Inseln. Auf der trüben, schwarzen Donau sieht man Dampfer, Barken und die kleinen, flinken Kanonenboote vorbeiziehen. Gegen den Himmel auf den Spitzen der Hügel heben sich die Figuren der Posten ab. Sie schauen eifrig nach oben. Denn täglich kommen deutsche Flugmaschinen und werfen Bomben auf die Brücke und die Wasserfahrzeuge. . . (Hens. M.)

Ein neues Gemüse. Die Kriegszeit hat uns schon mehrfach gezeigt, daß der Bestand der als Gemüse verwendungsfähigen Pflanzen noch nicht erschöpft ist, sondern daß die vorhandene Menge von Gemüsepflanzen durchaus noch einer Bereicherung fähig ist. Jeder neue Versuch in dieser Richtung muß willkommen heißen werden. Besondere Beachtung verdient ein Zuwachs unseres Gemüseperpetuums, auf den der bekannte Berliner Botaniker Prof. Haberlandt in den Naturwissenschaften hinweist. Er meint die als Futterpflanze sehr bekannte Luzerne, die auch Monatsklee genannt wird. Ihr hoher Eiweißgehalt, der das Doppelte der gewöhnlichen Blatt- und Stengelgemüse erreicht, nimmt von vornherein für ihre Verwendung bei der menschlichen Er-

nährung ein. Die genauere chemische und anatomische Untersuchung scheint diese günstige Beurteilung zu bestätigen. Der Gehalt an Stickstoffsubstanzen beträgt bei jungen handhohen Pflanzen 6,25 Proz., vor der Blüte 4,56 Proz., ist also reichlicher als bei Weiß- und Rotkohl, Spargel, Blumenkohl, Spinat, Rosenkohl und anderen Gemüsen. Die Hauptmasse des Eiweißes ist in den Blättern enthalten. An Zucker und Stärkegehalt steht die Luzerne ebenfalls über Spargel und Spinat und kommt Rosen- und Rotkohl gleich, an Rohfett erreicht sie fast den Winterkohl. Der einzige Nachteil ist die nicht beträchtliche Rohfasermenge von 4,52 Proz., die sich jedoch durch feinnaschiges Sieben des gekochten Pflanzenbreies ausschalten läßt. Bei der Ernte, die am besten abends erfolgt, begnügt man sich mit den Spitzen der Haupt- und Seitenäste bis zu 5 Zentimeter Länge und den Blättern. Durch Abbrühen wird ein Anflug bitteren Geschmacks vertrieben. Die übrige Zubereitung des angenehm und leicht bitter schmeckenden Gemüses kann in der Art des Spinats erfolgen.

Das Schwein ist heute in der allgemeinen Fleisch- und Fettknappheit fast salonfähig. So liest man einen Aufsatz von Wilhelm Bölsche über diesen edlen Wurst- und Schinken-spenden im Novemberheft von Welhaven u. Masings Monatsheften mit höchstem Interesse. Bölsche schreibt darin: Als Chamisso und seine Leute zu den polynesischen Rabadern kamen, die noch nie eine Ziege oder ein Schwein gesehen hatten, rissen sie aus vor diesen dämonischen Ungeheuern; nachher sollen die in der Südpazifik gelegentlich ihre Naturgeschichte so eingenenkt haben, daß es nicht Motten noch Hunde wären, nur eine Art neuer Vögel sein könnte. Das unbedingt älteste bekannt gewordene Schweineporträt finde ich an der Decke der berühmten Höhle von Altamira in Spanien, gemalt von der Hand eines Steinzeitmenschen der Diluvialzeit. Es ist übrigens vorzüglich und stellt einen riesigen, blindwütigen Eber in tollem Ansturm dar. Es ist eine lange Reise: zwischen diesem Urschwein der Kunst, dem manche Forscher seine dreißigtausend Jahre vor unserer Zeit geben, und dem guten Dämmfessel Hans Drollies beim Meister Busch, das durch Bienenstiche plötzlich fett und in dieser Ballongestalt vom Schweinetreiber für 20 Taler erworben wird (was notabene noch nicht der halbe Preis heute auch ohne Bienenstiche wäre). Von Südasien muß das Kulturschwein schon in prähistorischer Zeit einerseits bis China im Osten, auf der anderen bis zu uns selber ins Herz von Europa gekommen sein. In den Pfahlbauten hegen sie bereits indische Zuchtschweine, deren Blut sie dort und später erst mit eigenem europäischen Wildschweinblut aufgefüllt und verschnitten haben. Auf dieser Wursterde leben heute übrigens mehr als 200 Millionen Kulturschweine, also im Durchschnitt auf 7 1/2 Menschen eins; in Deutschland allein gab es vor Kriegsausbruch rund 24 Millionen, macht fast auf je drei Köpfe eins; Nordamerika, dessen einheimisches Schwein nie gezähmt worden war, ist in den letzten 40 Jahren von 33 Millionen auf 50 gestiegen, China blüht als uraltes Schweineparadies fort und arbeitet in die Zuchten der ganzen Welt fortgesetzt hinein; und selbst das ferne antipodische Neuseeland, das bei seiner Entdeckung kein einziges echt einheimisches Säugetier besaß, war schon nach weniger als 100 Jahren stellenweise so mit wieder verwilderten Kulturschweinen überschwemmt, daß man deren in ein paar Monaten an gleichem Fleck 20 000 Stück erlegen konnte und eine allgemeine Landplage darin zu sehen begann. Zum Schluß muß ich noch ein Wort zum Schweineschwänzlein sagen. Es hängt am Schwein wie ein humoristisches Nachwort, ein Verslein am Ende einer dicken Chronik, die Arabeske einer Schlupfleiste. Ist es etwa bloß ein bequemer Hentel für den guten Feitopf, den wir Menschen uns aus dem alten Sumpfschrott gemacht haben? Ich glaube, daß wir in ihm vielmehr eine wirkliche „Kunstform der Natur“ vor uns sehen. Das wilde Schwein als Sumpftier legte auf das Schwänzlein schon wenig Wert. Im Kulturschwein scheint es dann völlig im Sinne der Nützlichkeit degeneriert zu sein. Aber gerade so geraten Naturorgane vielfach in die Linie einer anderen, noch höchst geheimnisvollen Bildungstendenz der Natur, die in der Tat unserer Kunst ähnliche, jedenfalls rhythmisch stilisierte Gebilde begünstigt. Wozu? Ja, das ist wie bei unserer Kunst. Wozu stilisieren wir oder machen Sätze zu gänzlich unnützlichen (nein, Pflicht) Eringt wirklich nichts ein) Versen und so weiter? Die lebendige Natur ist an allen möglichen Stellen tatsächlich voll von solchem ornamentalen „Luxus“.